

Zeitschrift: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Solothurn
Band: 84 (2011)

Artikel: Die Krise und ihre Bewältigung : jüngste Wirtschaftsgeschichte des Kantons Solothurn, dargestellt anhand von Interviews
Autor: Hafner, Wolfgang
Kapitel: Interview mit Ruth Lüthi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-325274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

INTERVIEW MIT RUTH LÜTHI

*«Häufig kommen die Genialsten erst dann zum Zug,
wenn eine schwierige Situation besteht.»*

Ruth Lüthi, geborene Affolter, lebte zwischen 1947 und 1971 in Grenchen (1967–1971 Wochenaufenthalterin in Oberdorf SO) und gehörte während 15 Jahren dem freiburgischen Staatsrat an.

Sie sind ja ursprünglich Solothurnerin, aus Grenchen stammend. Wie haben Sie die Wirtschaftskrise wahrgenommen?

RUTH LÜTHI Ich erinnere mich vor allem an den wirtschaftlichen Aufschwung in Grenchen in den 1950er-, 1960er-Jahren. Grenchen war damals eine blühende Stadt, und wir waren stolz auf die kulturellen und sportlichen Entwicklungen und Möglichkeiten. Wir hatten mit dem FC Grenchen einen ausgezeichneten Fussballclub, wir bauten ein Theater, in dem weltbekannte Musiker auftraten. So zum Beispiel Yehudi Menuhin. Wir hatten das erste grosse Gartenbad der Schweiz. Es war Geld da, und damit wurde auch Lebensqualität geschaffen. Mein Vater arbeitete auf der Gemeinde, und er sagte immer: Die jetzige Entwicklung ist nicht gut. Er konnte sich noch



[7] Gartenbad Grenchen, 1956 eröffnet, Architekt Béda Hefti.

an die Krise erinnern, und er fand immer, die Uhren-Monokultur sei gefährlich. Es wurde allmählich versucht, mehr Maschinenindustrien anzusiedeln, um weniger von allfälligen Krisen betroffen zu werden.

Die Fertigkeiten, die sich die Leute in der Uhrenindustrie erwarben, waren sehr speziell, ausgerichtet auf Feinmechanik. Gab es Diskussionen zur Frage, wie an diese Tradition angeknüpft werden kann?

R. L. Daran erinnere ich mich nicht mehr. Aber die Uhrmacherschule war eine sehr gute Schule. Natürlich hat die Maschinenindustrie davon profitiert. Ich kann mich noch an den Beginn der Krise in den 1970er-Jahren



[8] Der FC Grenchen als Cupsieger im Jahr 1959. Zuletzt 1959 und 1964 war Grenchen Vize-Schweizer-Meister.

erinnern, obwohl ich damals schon weg war, aber wenn ich nach Hause kam, merkte ich jedes Mal, wie leer die Stadt wurde. Die Tausende von Leuten, die früher in diesen Fabriken ein und aus gegangen waren, waren nicht mehr in den Strassen. Man hat zwar weitergearbeitet, aber vielleicht war es nun nur noch eine Person, die einen Saal voller Maschinen überwachte. Die Automatisierung hat sehr viel Handarbeit überflüssig gemacht. Und mit der Krise spitzte sich diese Entwicklung zu.

Das hat sich nicht nur bei den Arbeitsplätzen gezeigt. Ich hatte den Eindruck, wenn ich nach Hause kam, dass das nicht mehr die Stadt ist, wie ich sie als Kind und Jugendliche erlebte.

Das fing in den 1970er-Jahren an?
R. L. Ja, das fing in den 1970er-Jahren an. Und ähnlich verhielt es sich anderswo ... Mein Mann wuchs in

Gerlafingen auf, wo die von Roll dominierte. Es war ein Arbeiterdorf mit einer blühenden Industrie, auf die man auch stolz war. Alle hatten natürlich auch eine Beziehung zu ihrem Dorf. Das war auch in Grenchen so, wo die damaligen Direktoren und Besitzer der Unternehmen im Dorf wohnten. Das tut weh, wenn eine solche Industriekultur plötzlich zusammenkracht, auch wenn noch etwas übrig geblieben ist. Aber das sind nicht mehr die Betriebe von einst. Zunehmend waren es nicht mehr die lokalen Unternehmer und Unternehmen, die an einen Ort gebunden sind und mit denen man sich identifizierte und die auch etwas für diesen Ort machten, sondern Auswärtige bestimmten. Das ist ein sehr grosser Unterschied.

Im Nachhinein gibt es eine Diskussion um die Frage, ob es im Kanton Solo-

thurn Fehlentscheidungen bezüglich der Entwicklung und Ausrichtung verschiedener Unternehmen gegeben hat. Welche Gründe sehen Sie für die Schwierigkeiten des Wirtschaftsstandortes Kanton Solothurn?

R. L. Ich kann höchstens eine Hypothese aufstellen. Ich denke, es ist uns so gut gegangen, dass wir die Entwicklung verschlafen haben und auf die ganze technologische Entwicklung nicht vorbereitet waren. Wir haben uns nicht überlegt, was es morgen für einen Markt gibt. Häufig kommen die Genialsten erst dann zum Zug, wenn eine schwierige Situation besteht. Dann muss man auch innovativ und kreativ sein.

Gibt es auch so etwas wie spezifisch solothurnische Aspekte?

R. L. Ich habe den Kanton Solothurn immer als eine Ansammlung einzelner Regionen oder Domänen wahrgenommen, aber nicht als ganzen Raum, der Wirtschaftspolitik macht. Grenchen etwa war in Konkurrenz zu Solothurn und natürlich auch zu Olten. Dann gibt es die Region hinter dem Jura. Von daher weiss ich nicht, ob bei den politischen Behörden rechtzeitig die Bereitschaft da war, die Entwicklung der Wirtschaft gezielt zu fördern und beispielsweise die Verfahrenswege der Verwaltung so zu beschleunigen, dass der Kanton für Unternehmensansiedlungen attraktiv wurde.

Gibt es strukturelle Entwicklungen, die einen der beiden Kantone bevorteilte?

R. L. Es gibt Unterschiede zwischen dem Kanton Solothurn und dem Kanton Freiburg. So setzte beispielsweise im Kanton Solothurn eine nachhaltige Industrialisierung viel früher ein als im Kanton Freiburg. Der Kanton Freiburg war länger ein Agrarkanton, auch ein Bildungskanton, aber die Industrialisierung bremste man ein bisschen.

Aus einer konservativen Haltung heraus?

R. L. Vielleicht auch wegen der Angst, es kämen mit der Industrialisierung Arbeiter oder Rote, wie man ihnen sagte. Jedenfalls waren die konservativen Kreise zu Beginn des 20. Jahrhunderts absolut dominant. Die Industrialisierung stagnierte. Der grosse Entwicklungsschub fand erst nach den 1970er-Jahren statt. Also in den letzten 30 Jahren hat sich Freiburg unglaublich entwickelt. Diese Entwicklung war nötig. Wir hatten ein sehr tiefes durchschnittliches Einkommen. Das war auch ein politisches Thema. Trotzdem haben wir zur Attraktivitätssteigerung nicht alles auf die Höhe des Steuerfusses ausgerichtet. Ich halte diese Diskussion über den Steuerwettbewerb für gefährlich. Freiburg hat auch heute noch einen für natürliche Personen hohen Steuerfuss, für die juristischen Personen ist er durchschnittlich, für Holdings tief. Aber wir haben und hatten andere Kriterien, um die Industrie zu holen. Ein wichtiges Kriterium sind beispielsweise ausgebildete Leute, die wir hier

haben. Unsere Universität ist daher als weiterführende Bildungsstätte sehr wichtig. Wir haben in die Fachhochschulen und in die Universität sowie in die Berufsschulen sehr viel investiert. Der Anteil der Ausbildung am Staatsbudget beträgt heute rund 44 Prozent. Ich denke, das ist die beste staatliche Investition. Neben der guten Ausbildung fördern diese Schulen auch ein offenes gesellschaftliches Klima, in dem es eher möglich ist, über zukünftige Entwicklungen zu reflektieren. Dazu ist Land bei uns noch nicht so teuer. Und drittens ist die Lage des Kantons Freiburg gut: Einerseits wegen der Sprachgrenze. Andererseits sind wir sehr nahe bei Lausanne, Genf und auch bei Bern. Wir haben viele Leute, die in diesen Regionen arbeiten, im Waadtland und in Bern, aber in Freiburg wohnen.

Aber zumindest in jüngster Zeit hat die Bedeutung der Erreichbarkeit mit der Bahn 2000 abgenommen. Von Solothurn aus ist man etwa in einer halben Stunde in Bern oder Olten. R. L. Ja, aber in Freiburg ist vieles auf relativ kleinem Raum vorhanden. Die Stadt Freiburg hat als Hauptstadt noch eine gute Grösse. Zum Vergleich: Solothurn ist nur halb so gross. Dank der Universität besteht ein gutes kulturelles Angebot. Leute kommen vor allem wegen der Ausbildungsmöglichkeiten hierher. Dazu muss man unterscheiden zwischen den Personen, die zuwandern, und der Industrie. Für die

Industrie war sicher die Autobahn wichtig. Die Entwicklung begann hier mit der Autobahn Bern–Vevey, mit den Zentren Flamatt, der Agglomeration Freiburg und danach Bulle. Die Entwicklung und Überbauung fand vor allem entlang der Autobahn statt, also relativ konzentriert (in den letzten Jahren auch entlang der A1). Dadurch konnten auch die Landwirtschaftszone und das voralpine Erholungsgebiet noch erhalten bleiben. Das ist ja dann der andere Grund dafür, dass die Leute kommen. Nahe bei den Städten, Ausbildungen und Kultur und gleichzeitig nahe an der Natur.

In Solothurn sollen die Studentenverbindungen, die Zugehörigkeit zu bestimmten Clubs noch eine gewisse Bedeutung haben. Haben Sie den Eindruck im Vergleich Solothurn–Freiburg, das sei in Freiburg anders? R. L. Ich denke nicht, dass die Studentenverbindungen heute noch eine bedeutende Rolle in der Entwicklung des Kantons Freiburg spielen. Die Industrie, die sich in den letzten Jahren hier niederliess, kam vor allem aus dem Ausland. Die Studentenverbindungen hatten eher einen Einfluss auf die individuellen Berufschancen der Mitglieder. Hier waren vor allem die katholischen Studentenverbindungen stark, deren Zugehörigkeit sich auch auf politische Karrieren positiv auswirkte. So hatten bis in die jüngste Zeit CVP-Bundesräte in Freiburg das Jurastudium absolviert und waren auch in Studentenverbindungen aktiv. Für die wirtschaftliche

Entwicklung des Kantons war dies aber weniger von Bedeutung.

Sie erwähnten die Bildung beziehungsweise Ausbildung als einen wichtigen Standortfaktor. Bleibt diese Bedeutung auch bei den heutigen standardisierten Schulformen und der stetig zunehmenden Mobilität bestehen?

R. L. Ja sicher. Aus verschiedenen Gründen: Als wir vor bald 40 Jahren nach Freiburg gegangen sind, wurden wir noch etwas belächelt. Allerdings hatte die Uni schon damals einen guten Ruf. Interessant für den Kanton ist, dass viele ehemalige Studierende hier geblieben sind. Durch das Studium eignet man sich die Region ein bisschen an. Oder man lernt die Mentalität kennen. Man verbringt die Freizeit hier, soziale Netze entstehen. Für mich war die Partei ein wichtiger Integrationsfaktor. Sehr viele haben während des Studiums angefangen zu politisieren. Und man bleibt hier, weil man die Lebensqualität schätzt. Dass in den letzten Jahrzehnten sehr viele neue Arbeitsplätze entstanden sind, hat natürlich mitgeholfen, dass viele auch nach dem Studium hier geblieben sind.

Also die Frage ist, ob diese Analyse auch für die Zukunft gilt.

R. L. Ich glaube ja. Was bewegt die Unternehmen, sich in einer Region niederzulassen? Sie wollen einerseits möglichst günstige finanzielle Voraussetzungen, gute Verkehrsverbindungen, günstigen Boden und – vor allem – sie wollen Leute rekrui-

tieren. Das sahen wir auch bei dem Projekt «Galmiz». Für das Unternehmen, das sich hier niederlassen wollte, war das in der Region vorhandene Angebot an ausgebildeten Leuten ein wichtiges Kriterium. Sie benötigten beispielsweise sehr viele Biochemiker, und sie sahen, dass drei Universitäten innerhalb einer Reichweite von 60 Kilometern liegen.

Die Ausbildung spielt bei der Standortwahl sicher eine zentrale Rolle. Und da kann auch die Politik Einfluss nehmen. Aber wenn ich mit den Unternehmern im Kanton Solothurn spreche, wird dieses Argument nicht besonders erwähnt, auch wenn bestimmte Fertigkeiten der potenziellen Angestellten die Voraussetzung für eine Ansiedlung waren. So etwa bei der Scintilla. Sie kam nur, weil es im Solothurnischen eine grosse Tradition und damit verbundene Fertigkeiten in der Uhrenindustrie gab.

R. L. Ja, genau. Und die Leute aus der Uhrenindustrie haben ihren Erwartungen entsprochen. Da stellt sich die Frage, was brauchen die heutigen Unternehmen? Es braucht vor allem die Informatiker und die Elektroniker und weniger Feinmechaniker. Durch die Universität und die Fachhochschulen in allen Bereichen gibt es in Freiburg ein sehr breites Angebot von Fachleuten.

In bestimmten Bereichen, wie beispielsweise der Medizinaltechnik, haben feinmechanische Fähigkeiten immer noch eine Bedeutung.

R. L. Sicher, aber nicht im gleichen Mass wie früher. Auch dort ist inzwischen natürlich viel automatisiert. Auch wenn noch Handarbeit geleistet wird.

Dann wäre es ein grosser Standortnachteil für den Kanton Solothurn, dass es nie ein kantonales Technikum gegeben hat.

R. L. Klar kann Solothurn keine Universität haben, aber bei den Fachhochschulen gab es ja verschiedene Möglichkeiten, auch wenn deren Zahl nach dem Gesetz beschränkt ist. Hier in der Westschweiz haben alle Kantone ihre Fachhochschule behalten. Wir haben in Freiburg immer noch unsere Fachhochschule Technik, Architektur und Wirtschaft sowie natürlich Gesundheit und Soziales. Wir haben die ganze Palette der Fachhochschulen, und dies als Teil einer Art Holding «Fachhochschule Westschweiz». Diese Strukturen sind administrativ zwar schwerfällig, aber die Fachhochschulen sind ein Glück für Freiburg, es wäre ein grosser Verlust gewesen, wenn wir sie nicht behalten hätten.

Vielleicht ist die Wahl einer stärkeren räumlichen Konzentration der Schulen im Rahmen der Fachhochschule Nordwestschweiz im Kanton Aargau keine glückliche Lösung.

R. L. Ja, ich glaube, das dürfte auch nicht sakrosankt sein, dass das für die nächsten 50 Jahre so bleibt. Es ist wichtig, Schulen am Platz zu haben, natürlich auch die Berufsschulen.

Schulen haben einen grossen Einfluss auf die Entwicklung. Wenn junge Leute selber etwas auf die Beine zu stellen versuchen, entwickeln sich Projekte dieser Art häufig aus den Fachhochschulen heraus, manchmal auch in der Zusammenarbeit mit der Universität. Dabei spielt es eine Rolle, dass eventuell die schon vorhandene Infrastruktur der Schule beansprucht werden kann. Oder dass zumindest ein Know-how-Transfer besteht.

Solothurn habe den Charakter einer Verwaltungsstadt, heisst es manchmal, die Juristen seien hier sehr stark vertreten und weniger Industrielle, Unternehmer oder andere Leute, die neue Entwicklungen wollen. Stimmt diese Wahrnehmung?

R. L. Das stimmt, wenn ich Grenchen und Solothurn vergleiche. Da war immer eine Art von Konkurrenz. Die Solothurner schauten auf die Grenchner hinunter, auf die Neureichen, die von Grenchen kamen, die keine Kultur haben. Grenchen war für sie ein Bauerndorf, das zu Geld kam. Gleichzeitig bot Grenchen zum Teil mehr als Solothurn. Ich will damit nicht sagen, wir hätten auf die Solothurner hinuntergeschaut. Dazu hatten wir keinen Grund. Auch in der Stadt Freiburg als Kantonshauptort gibt es mehr Stellen im Dienstleistungssektor als in einem Industrieort. Viele Impulse für neue Innovationen kamen von aussen. Ein wichtiger Faktor ist auch, dass in unserer Stadt das Bauland begrenzt ist und sich die Industrie eher in der

Agglomeration ausbreitet. Da ist der Unterschied zwischen der Stadt Solothurn und Freiburg nicht gross.

In Solothurn waren mal die Aristokraten fortschrittlich, wenn ich an von Roll denke. Aber ich habe Sie unterbrochen. Sie sagten, es habe kein grosser Unterschied zwischen den Städten Freiburg und Solothurn bestanden. R. L. Das ist richtig. In Solothurn kamen bedeutende wirtschaftliche Initiativen aus den aristokratischen Kreisen. Was mit Freiburg vergleichbar ist, ist eine eher konservative Haltung (die in Freiburg bis weit ins 20. Jahrhundert bestand). Man hat sicher etwas in der Vergangenheit gelebt und sich auf den Lorbeeren der Vergangenheit ausgeruht. Man war jemand und musste daher nicht die Mühe auf sich nehmen, etwas zu werden. Vielleicht hat man deshalb verpasst, sich auf die neuen Herausforderungen der modernen Zeit vorzubereiten. In Freiburg war das grundsätzlich nicht anders. Der Entwicklungsschub fand ja nicht in der Stadt statt. Ein Problem ist, dass weder Freiburg noch Solothurn mit den umliegenden Gemeinden fusionierten. Es gab und gibt einen Wirtschaftsgürtel rund um die Stadt Solothurn, aber die Stadt war kaum davon betroffen und hat sich daher auch nur wenig mit den Problemen dieses Wirtschaftsgürtels identifiziert.

Gab es in Freiburg Gemeindefusionen?

R. L. (lacht) Nein, eben auch nicht.

Das ist für die Stadt Freiburg ein Problem. Wir hatten sehr viele Fusionen, vor allem aber auf dem Land. Dort haben wir 100 Gemeinden weniger als noch vor 15 Jahren. Es fanden viele Fusionen statt. Aber in der Agglomeration Freiburg hat man dies nicht geschafft. Freiburg, Granges-Paccot, Villars-sur-Glâne, Givisiez, das sind vier Gemeinden, die total zusammengewachsen sind. Aber sie fusionieren nicht. Für die Stadt ist das natürlich ein Problem, da sich die Industrie mehr und mehr ausserhalb der Stadt ansiedelt und es in der Stadt kaum mehr freies Bauland gibt. Die umliegenden Gemeinden erhalten die Einnahmen von der Industrie und den natürlichen Personen. Die Einnahmen der Stadt sind ungenügend, auch wenn wir einen Finanzausgleich haben.

Konnte der Kanton Freiburg bezüglich der Wirtschaftsförderung so viel mehr machen als beispielsweise Solothurn? Auch in Solothurn befassten sich fähige Köpfe mit diesen Fragen. Was kann Wirtschaftsförderung erreichen?

R. L. Es hängt natürlich auch einiges von Zufällen ab. Eine Zeitlang sagte man, Neuenburg habe die beste Wirtschaftsförderung. Es gab einen Boom, und danach fiel wieder alles in sich zusammen. Aber grundsätzlich muss man mitmachen, wenn die anderen damit beginnen. Wir versuchten etwa im medizinisch-technischen Bereich so etwas wie einen Cluster zu bilden. Es liegt in der Ver-

antwortung der politischen Behörden, vor allem gute Rahmenbedingungen zu schaffen. Und dazu gehören, wie schon gesagt, der Bildungsbereich, eine gute Raumplanung, ein effizientes Verkehrsnetz, aber auch soziale Dienstleistungen. Ich glaube auch nicht, dass sich jeder Kanton gleich entwickeln muss. Aber es ist ein Finanzausgleich nötig. Wir können nicht verlangen, dass ein Kanton grün bleibt, damit sich die Bewohner der umgebenden Kantone dort erholen können, ohne dass es einen vernünftigen Finanzausgleich gibt. Regionale Diversifikationen sind nötig. Nicht nur zwischen unterschiedlichen Branchen, sondern auch zwischen industrieller Entwicklung und der Landwirtschaft oder den Erholungsgebieten. Dazu ist aber ein tieferes Verständnis für die Rolle der einzelnen Regionen nötig und die Abgeltung für spezielle Leistungen. Ich finde es fragwürdig, dass heute regionale und kantonale Unterschiede vor allem unter dem Aspekt Steuerwettbewerb diskutiert werden. Politiker haben hier den Auftrag, andere Schwerpunkte in die Diskussion einzubringen.